

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 4 (1909-1910)

Heft: 11

Artikel: Eine Donaufahrt an der rumänisch-bulgarischen Grenze

Autor: Dolder, Ernst

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748129>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wie schwarze. Aushalten können, ist alles, weiter spielen, weiter schreiten können. . . .! Was die Unverstehenden so einsam macht, wie Hektor war, ist, daß sie an einer Niederlage leiden, die sie nicht vergessen können. Von seinem eigenen Selbst kann man freilich nicht fortreisen. Aber mit uns selber können und sollen wir reisen. Und daran glauben: Qui perd, gagne.

So schließt dieses Tagebuch düsterer Einsamkeit mit einem optimistischen Bekenntnis. Man könnte einwenden, die Lehre ergebe sich nicht aus den Schicksalen in dem Roman. Aber woher stammen denn diese Schicksale? Aus dem gleichen inneren Born, aus dem der Dichter seinen Trostglauben schöpfte. Schließlich ist das Schlußwort auch nur das Bekenntnis eines einzelnen von den vielen Einsamen im Gespensterhotel.



Eine Donaufahrt an der rumänisch-bulgarischen Grenze.

Von Dr. Ernst Dolder.



reisen ist das Glück eines unglücklichen Menschen — sagt mit Recht ein bekannter Dichter, der die Wahrheit dieses Ausspruches an sich selbst erfahren hat.

Auch ich war damals nichts weniger als glücklich und empfand es als wirkliche Wohltat, den Alltagsorgen für kurze Zeit entrinnen und in Gottes herrlicher Natur reisen zu können.

Ich befand mich damals in Rumänien als Hauslehrer einer kleinen Bojarenfamilie. Mein Schicksal war nicht gerade beneidenswert, da die beiden Knaben des Hauses so ziemlich ohne Erziehung aufgewachsen waren und auch für den Sprachunterricht, den ich ihnen zu erteilen hatte, wenig Begabung zeigten. Ich schätzte mich daher glücklich, als eine größere Donaureise in Begleitung der Familie mich der Erziehungs- und Unterrichtsorgen für einige Zeit entheben und mich wieder ein freieres, zwangloses Leben und neue Anregung erhoffen ließ.

Die Reise begann mit unserer Einschiffung an Bord eines österreichisch-ungarischen Donaudampfers in Bechet. Bechet ist Endstation der Zweigbahn Corabia-Bechet, zugleich Hafen der Dampferlinie Budapest-Galatz. Hier mündet der rumänische Schiul in die Donau.

Gegenüber Bechet steht das bulgarische Rahowa, ein kleines Städtchen mit ca. 5000 Einwohnern. Ein gewaltiger Gegensatz, diese bulgarische Hügellandschaft gegenüber dem eintönigen Flachland der Walachei. Vom Schiff aus erblicken wir die letzten Ausläufer des Balkengebirges, gelbe, eintönige, vegetationslose Hügelformationen. Das schmutzige Gelb des Flusses harmoniert vorzüglich mit der Farbe dieses Hochplateaus.

Wer noch nie in Bulgarien gewesen, noch keine Bulgaren gesehen, dem fallen die mittelgroßen, starkknochigen Volkstypen sofort auf. Die slavische Rasse zeigt sich vor allem in den rundlichen, breiten Gesichtern mit hervorstehenden Backenknochen. Der Rumäne ist schlanker gebaut, elastischer im Auftreten und gibt sich im allgemeinen ruhiger, würdevoller als der Bulgare. Auch die bulgarische Sprache hat weniger Klang und Farbe als die rumänische; die Konsonanten herrschen vor. Das Rumänische hat seinerseits viel vom Slavischen angenommen; dies zeigen uns vor allem die Endungen. Der Artikel steht wie bei den slavischen Sprachen am Ende; so heißt die Zeit *timpul*, nicht *ul timp*. Im übrigen läßt sich die enge Verwandtschaft des Rumänischen mit den romanischen Sprachen, speziell dem Italienischen und Spanischen, nicht leugnen. *Strada* bedeutet wie im Italienischen Straße, *cale* ist das spanische *calle*.

Auf diesen Donaudampfern treffen sich übrigens nicht nur Rumänen und Bulgaren; die Türken, Griechen, Serben und Mazedonier sind ebenso stark vertreten. Je mehr wir nach Osten kommen, desto mehr überwiegt der Orientale. Malerisch sind besonders die Trachten der Albanesen und mazedonischen Griechen. Über die kurzen Beinböden fällt das mit einem Gürtel befestigte Oberhemd, meistens in weißer Wolle. An Bord unseres Dampfers befand sich u. a. ein Mazedonier, ähnlich wie die Schotten gekleidet, nur daß an Stelle des melierten, faltenreichen Unterröckes ein solcher aus weißer Schafswolle getreten war. In Schottland werden diese kurzen Unterröcke auch vom Militär, den Highlanders, getragen; in Albanien hingegen sollen sie nur für Zivilbekleidung im Gebrauch sein. — Im Laufe der Fahrt erblicken wir auf der rumänischen Seite den Botelu-See, einen der vielen Landseen, die sich in der Nähe des Stromes gebildet haben. Etwas weiter kommen wir zur Mündung des bulgarischen Tsker, an dessen Ufern noch heute die Ruinen der römischen Niederlassung Descus zu sehen sind.

Weitere Zuflüsse sind rechts Wid und Osma, links der den Karpathen entspringende Muta.

An der Mündung der beiden Ströme, des Osma und des Muta,

liegt das bulgarische Nikopoli, das einen überaus malerischen Anblick gewährt. Auf der Höhe thront die Zitadelle, am Ufer das Fort Luna-Kalch (Donauschloß). Nikopoli ist historische Stätte: hier schlug Bajesid 1396 ein christliches Heer, während 200 Jahre später der Walachenfürst Michael die Türken besiegte. 1810 von den Russen genommen, wurde es 1829 zum zweiten Male den Türken entrissen. 1877 endlich zwang der russische General Krüdener die türkische Besatzung zur Kapitulation.

Von Nikopoli führt eine Bahn nach dem südlich gelegenen Plewna, das im russisch-türkischen Kriege von 1877—78 große Bedeutung erlangte. Hier mußte sich Osman mit 40,000 Mann und 2000 Offizieren den Russen und Rumänen unter Skobelew ergeben.

Nikopoli gegenüber liegt das rumänische Curno-Magurelli mit lebhaftem Handel in Getreide. Das rumänische Donaugebiet ist ungemein fruchtbar, eine wirkliche Kornkammer, die zuweilen 30fachen Körnerertrag liefert. Weizen und Mais sind die Hauptausfuhrartikel; Mais spielt in Rumänien die gleiche Rolle wie in Italien, wo es noch heute das erste Nahrungsmittel für die untern Stände bildet.

Nach Nikopoli teilt sich die Donau und bildet die 14 Kilometer lange Insel Persina; dann folgen große Landseen. Links erblicken wir Simniza; rechts Siston, beide schön gelegen. Siston hat Garnison und 6 Moscheen; hier wurde 1791 der Friede zwischen Oesterreich und der Türkei geschlossen.

Die Donau wird zusehends breiter. Da, wo die Tantra einmündet, hat sie bereits die ansehnliche Breite von 1300 Meter. Wir gelangen nun nach dem bulgarischen Rußschuf, der bedeutendsten bulgarischen Stadt an der Donau.

Das auf dem Lößplateau malerisch gelegene Rußschuf war ehemals Hauptstadt des türkischen Luna-Wilajets (Bulgarien). Heute ist es bedeutender Knotenpunkt, indem von hier eine direkte Linie nach dem Hafenplatz Varna führt. Von Varna aus gehen zahlreiche Dampferlinien nach Konstantinopel, so daß die Verbindung Rußschuf-Varna-Konstantinopel ebenso vorteilhaft ist wie die über Constanza (Rumänien).

Rußschuf ist als Übergangspunkt über die Donau von strategischer Bedeutung und war schon in den Römerzeiten befestigt; damals hieß es Prista. In den russisch-türkischen Kriegen fielen hier mehrere Gefechte. 1812 wurden in Rußschuf die Präliminarien des Friedens von Bukarest abgeschlossen. 1887 wurde eine Erhebung gegen die bulgarische Regierung blutig unterdrückt und die Rädelsführer, 9 Offiziere, standrechtlich erschossen.

Rußschuf steht an der Grenze zwischen Occident und Orient; das Türkenviertel zeigt noch ganz orientalischen Typus.

Dem bulgarischen Rußschuf gegenüber liegt das rumänische Giur-

giu oder Giurgevo (Dschurdshewo ausgesprochen). Es ist Endstation der Bukarest-Linie, zugleich wichtiger Hafenplatz.

In der Umgebung von Giurgevo sieht man die in der ganzen Walachei vorherrschenden Erdwohnungen der rumänischen Bauern, wirkliche, mit Schilf und Binsen bedeckte Troglodytenbehausungen; im Innern sind sie nichtsdestoweniger reinlich, ja wohnlich.

Giurgevo selbst wurde im 14. Jahrhundert von den Genuesen unter dem Namen Jan Zorzo (Giorgio) gegründet. 1426 von Kaiser Siegmund genommen, fiel es im 16. Jahrhundert in die Hände der Türken. Als strategischer Punkt spielte Giurgevo in allen Kriegen zwischen Russen und Türken eine wichtige Rolle. Von hier aus bombardierten 1877 die Russen die starke türkische Stellung bei Rußschuf.

Der nächste bedeutende Donauhafen ist Silistria, als Grenzfestung auch heute noch von großer Wichtigkeit. Hier verläßt die Donau Bulgarien, um nur noch rumänisches Gebiet zu berühren.

Nur ungern scheiden wir von den Gestaden Bulgariens. Wer zum ersten Male mit Bulgaren in Berührung kommt, ist erstaunt über das selbstbewußte Auftreten dieser Südslaven; namentlich imponiert das Militär, das einen durchaus germanischen Schneid entwickelt. Auf unserm Schiffe verkehrten nicht wenige dieser schön gewachsenen Marsföhne; die dunkelgrüne Uniform mit weißer Mütze kleidet sie ausgezeichnet. Ich habe allerdings nur Offiziere zu Gesicht bekommen; wenn der gemeine Soldat die gleiche Würde und sichere Haltung besitzt, so muß uns um Bulgariens Zukunft nicht bange sein.

Zurzeit ist unter den Balkanstaaten Bulgarien jedenfalls der militärisch stärkste; diesem Umstand haben wir auch das entschlossene Auftreten der bulgarischen Regierung, wie es jüngst bei der Krönung Ferdinands zum Zar der Bulgaren zutage trat, zuzuschreiben.

Bulgarien erfreut sich gegenwärtig sowohl russischer als österreichischer Sympathien; Ferdinand weiß als kluger Diplomat diese Lage gehörig auszunützen.

Nach Silistria betreten wir die Dobrudscha, ein meist aus Steppen bestehendes Gebiet zwischen Donau und Schwarzem Meer. Die Dobrudscha wurde 1878 vom Berliner Kongreß Rumänien zugesprochen, das dafür das weit fruchtbarere Bessarabien an Rußland abtreten mußte. So lohnte Rußland die Hilfe der Rumänen im Kriege von 1877—78, ohne die es die Türken wahrscheinlich nie besiegt hätte!

Zwischen Rassowa und Tschernawoda beginnt der Trajanswall, eine von den Römern errichtete Befestigungslinie, welche sich bis Küstendsche am Schwarzen Meer erstreckt. Der Wall ist ca. 6 Meter hoch und hat im Krieg 1854 eine gewisse Bedeutung gewonnen.

Von Tschernawoda führt die Bahn in ca. 2 Stunden nach Con-

stanz (rumänischer Name für Kütendische). Constanza hat in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Aufschwung genommen; heute ist es Ausgangspunkt der rumänischen Schnelldampferlinie Konstantinopel-Alexandrien.

Constanza steht an der Stelle der griechischen Kolonie Comi, bekannt als Verbannungsort des römischen Dichters Ovid; hier schrieb der trauernde Dichter seine „Tristiae“, ein heute noch vielgelesenes klassisches Werk.

Die Fahrt von Tschernawoda bis Braila, dem Ziel unserer Donaufahrt, bietet wenig neues — immer die gleichen Maisfelder zu beiden Seiten des Stromes, zuweilen ein Landsee im Hintergrund, rechts die Hügel der ausgebrannten Dobrudscha.

Man ist glücklich, dieser landschaftlichen Einöde endlich zu entrinnen und begrüßt die Ankunft im Hafen von Braila mit aufrichtiger Freude. Obwohl Braila noch nicht direkt am Meer gelegen ist, so wenig wie das einige Stunden entfernte Galatz, so hat man dennoch den Eindruck eines großen Seehafens. Dampfer und Segler aller Nationen verkehren hier; am stärksten sind vielleicht Oesterreich-Ungarn und Rußland vertreten.

Braila ist Stapelplatz für rumänischen Weizen und Mais; die meisten großen Getreidesendungen ins Ausland werden hier eingeschifft. Braila hat zum Teil moderne Quartiere wie eine Großstadt des Westens, zum Teil orientalischen Typus wie russische Metropolen. Imponierend steht vor allem die orthodoxe Kathedrale mit goldenen Kuppeln und prächtig geschmücktem Innern. Obwohl in Rumänien die griechisch-orthodoxe Kirche herrscht, so ist diese dennoch unabhängig vom Patriarchen in Konstantinopel; die höchsten geistlichen Würdenträger der rumänischen Staatskirche residieren in Bukarest.

Auf den Straßen begegnen uns überall Popen, d. h. orthodoxe Geistliche mit langem Talar und hohen zylinderförmigen Hüten. Sie haben ein ernstes, würdiges Aussehen, etwas Patriarchalisches; sie stehen beim Volke in hohem Ansehen und haben nicht geringen Einfluß auf die unteren Klassen.

Auffallend sind in rumänischen Städten die großen Gegensätze zwischen Reich und Arm, zwischen Grundbesitzern und Bauern. Der Adel (Bojaren) setzt sich namentlich aus Großgrundbesitzern zusammen, die während der warmen Jahreszeit auf dem Lande, im Winter jedoch in den Städten wohnen und hier ein sehr luxuriöses Leben führen. Daher die reichen Equipagen, die stolzen Pferde edelster Rasse, das Leben wie in Paris mit allem Komfort und jedem irdischen Genuß. — Nicht weit daneben aber unscheinbare Bauernhütten, die größte Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Wer wohl der Glücklichere sein wird? —

Das Leben in Rumänien bietet viel des Interessanten und Merkwürdigen; man hat den Eindruck einer kräftig sich entwickelnden europäischen Kultur, daneben aber erinnert uns so vieles an den Orient mit seinem malerischen Kolorit und seinem — wirtschaftlichen Rückschritt. Gewiß ist Rumänien ein Land der Zukunft. Noch steht es im ersten Stadium seiner kulturellen Entwicklung — noch einige Jahrzehnte, und es wird zu den bestverwalteten und fortschrittlichsten Staaten Europas gehören.

Umschau

Von Vierteln, Zweiteln, Halben und von der Bildung. Des Doktors Knabe läuft hinüber ins Pfarrhaus mit der Bitte, das Telephon benützen zu dürfen. Die Frau Pfarrer traut aber dem Knaben mit Recht nicht zu, daß er mit dem Ding richtig umzugehen wisse; sie geht zu dem geheimnisvollen Kasten, klingelt und macht die Bestellung selber: „der Herr Doktor werde morgen um Dreiviertel auf zehn Uhr mit dem Zug in Wehlingen ankommen und bitte, ihn mit einem Wagen abzuholen; — ja, ja Dreiviertel auf zehn Uhr hat er gesagt, Dreiviertel auf zehn, . . . drei vier — tel, ja, . . . ich weiß selber nicht, was er meint, aber Sie sehen dann schon, wann am Vormittag ein Zug ankommt.“

Wenn nach Ablauf der neunten Stunde fünfundvierzig Minuten verflossen sind, so nennt man diesen Zeitpunkt auf Hochdeutsch, überall, wo diese Sprache gesprochen oder gelehrt wird, Dreiviertel auf zehn Uhr. In unsern Mundarten haben wir dafür zum Teil andere Benennungen: ein Viertel vor Zehn, in Zürich: e Viertel n ä ch (n a h) Zäni, in der westlichen Schweiz aber übereinstimmend mit dem hochdeutschen Sprachgebrauche: Dreiviertel auf zehn. Man kann sich solcher bunten Mannigfaltigkeit freuen. Aber auf die sprachlichen Kenntnisse und den Sprachunterricht in unsern Schulen wirkt es doch ein ganz eigentümliches

Licht, wenn wir hören, daß „höher“ geschulte Leute nicht imstande sind, ihren Nachbarn zu verstehn, der ihnen in der Muttersprache sagt, wie viel Uhr es eben geschlagen hat. Ja, wenn die unglücklichen drei Viertel eine Feinheit höhern französischen Stils oder ein Geheimnis der englischen Grammatik wären, — dann hätte es die Frau Pfarrer in der höhern Töchterschule gewiß gelernt. Aber deutsch! Das können wir ja immer gut genug.

* * *

Sechs Monate machen ein halbes Jahr, und sechs Würste ein halbes Duzend. Wenigstens früher war es so. Auch gab es halbe und ganze Flaschen und Liter.

Das ist jetzt ganz anders geworden, oder beginnt, anders zu werden. In der Rechnungsstunde hat der Herr Lehrer gefunden, es sei bequem, dem Viertel und dem Drittel einen Zweiteln zur Seite zu stellen. Gewiß ist das bequem für Anfänger, denen man begreiflich machen will, was durch Zweiteilung aus einem Ganzen entsteht, obgleich schließlich jeder Erstkläßler recht gut weiß, was ein halber Apfel ist. Zwar ist der Zweiteln kein gebräuchliches deutsches Wort und kommt nur in der Musik als Zweizweitelstakt vor. Doch unsere deutsche Sprache ist wunderbar biegsam und duldet wohl auch einmal Ungewohntes, wenn ein guter Zweck dadurch gefördert wird.